

# Grundwasser [Fortsetzung]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 42

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642628>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 42 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“  
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

19. Oktober

## Wer ist ein Mann?

(Nach dem englischen Gedicht Rudyard Kiplings „If“, übersetzt von Eduard Lauterburg.)

Behältst du kaltes Blut,  
Wo andern sinkt der Mut  
Und sie die Schuld dir geben  
Für ihr bedrohtes Leben;

Kannst du dir selbst vertrau'n,  
Wenn andre rückwärts schau'n  
Und dir mit ihren Zweifeln  
Die Laune stets verteuflern;

Kannst ruhig warten du,  
Wenn andern fehlt die Ruh;  
Bleibst wahr du, wenn belogen,  
Von Freund und Feind betrogen;

Wünschst andern du nur Glück,  
Wenn haßerfüllter Blick  
Dein Leben will vergiften,  
Das möchte Gutes stiften;

Und du blähst dich nicht auf,  
Nimmst Feindschaft mit in Kauf,  
Ohne mit frommen Strahlen  
Des Heil'genheims zu prahlen;

Lebst oft du wie im Traum  
Und scheidest doch den Schaum  
Weltfremder Wahnideen  
Von dem, was du gesehen;

Stört Glück und Unglück nicht  
Dein seelisch Gleichgewicht,  
Weil du weißt, wie die beiden  
Zu suchen und zu meiden;

Sprachst du ein wahres Wort,  
Und pflanzte es sich fort,  
Verdreht von Galgenstricken,  
Um Gimpel zu berücken;

Haft Opfer du gebracht  
Für das, was über Nacht  
Der Menge Mißgunst schändet,  
So daß es schmähhch endet;

Steht für dich auf dem Spiel  
Dein ganzes Lebensziel,  
Und du mußt neu beginnen,  
Verlorenes gewinnen;

Cut nie dein stolzer Mund  
Ein Wort davon nur kund,  
Wenn deine Kräfte sinken,  
Bevor das Ziel will winken;

Wenn nur dein Wille lebt  
In alter Kraft und strebt  
Dem Ziele zu, dem neuen,  
Durch nichts sich läßt zerstreuen;

Bist du ein Freund der Menge,  
Bezwingst dich aber strenge;  
Erweist ein Fürst dir Freuden,  
Du aber bleibst bescheiden;

Hättest du Freund und Feind,  
Wenn er's nur ehrlich meint,  
Und gibst nicht dein Versprechen,  
Um es gleich drauf zu brechen;

Betrachtest du die Zeit  
Als eine Kostbarkeit  
Und selber die Minuten  
Als nicht zu kurz zum Guten;

Dann ist die Erde dein.  
Doch set' mehr Stolz darein,  
Daß man dann sagen kann:  
Du bist ein Mann.

## □ □ Grundwasser. □ □

Don Ernst Zahn.

2.

„Mußt nicht flennen,“ sagte sie laut und mutig.

Er hätte sie schlagen können, darum, daß sie seine Schwäche belauscht hatte. Er ließ sie zu Boden gleiten und sah sie mit flackernden Augen an.

„Was hast jetzt getan — du — du unbesonnenes Ding!“

Sie schlug den Blick nicht nieder; groß, klar und fest erwiderte sie den seinen.

„Was du getan hast, hätte keiner gewagt im Dorf! Sie sollen dich inskünftig nicht mehr verschimpfen!“

Daß sie ihn ans Dorf erinnerte, machte ihn zum alten Flori, der ein Tagdieb war und nach keines Menschen guter Meinung fragte.

„Dein Reden wird bei denen nicht viel nutzen!“ murrte er mit höhnisch verzogenem Munde. Dann trieb er sie an. „Daß uns machen, daß wir heimkommen, sie werden schon nach uns suchen.“

Er stieg vorwärts, es dem Mädchen überlassend, ihm

zu folgen. Das hielt sich an seiner Seite, aber sie redeten nicht mehr zusammen. Sie schritten über schroff abfallende Hänge hinab dem Wege zu. Als sie ihn erreichten, war des Färniger Bachs Rischen und Rollen ihnen ganz nahe. Er stürmte tief in felsiger Schrunde zur Linken des Pfades. Seine beiden Ufer waren steile, grüne Alphalden, über denen stand ringsum dunkler Wald, und diesen wiederum überleuchteten die Schneekuppen des Gebirges. In der Tiefe, eine Stunde Wegs vom Färniger Wald ab, stand Färnigen. Der weiße, graugieblige Kirchturm verriet es, wie es an seiner schroffen, grünen Ecke hing, den Blicken der talwärts Hastenden noch verborgen. Denen entgegen kam eine Schar mit Aexten und Seilen bewehrter Männer gegangen. Einer, ein breitschulteriger Bauer, schritt allen voraus. Der blieb, als er die beiden erschaute, stehen und preßte beide Hände vor die Brust, als hielte er einen Schrei der Erlösung zurück. Das war Alois Zwjyer, der Dorfvogt von Färnigen.

Das Mädchen nahm einen Anlauf und stand im nächsten Augenblick vor jenem. Gemächlich schlenderte Flori hintenach. Zwyer hatte seinem Mädchen beide Hände entgegengestreckt.

„Du hast mir eine schwere Stunde gemacht, Kind!“ murmelte er, und sein ernstes, furchiges Gesicht leuchtete in einer mächtigen Bewegung auf. Er war eine Prachtgestalt, eichenhoch von Wuchs, aber knorrig und schwergliebig, Grobholz des Gebirges. Schwarzes Haupt- und Barthaar umrahmte das scharfgeschnittene, braune Gesicht, der Bart fiel lang auf die breite, nur von dem groben Hemd bedeckte Brust. Seine Kleidung bestand aus Hose und Weste von dem rauhen Tuch, wie es die Färniger Weiber selber woben. Seine Füße steckten in schweren Schuhen. Aber an diesem großklozigen Bauern war eines Herrn Vornehmheit. Lag es in der Schönheit seines Kopfes, lag es in dem ernst und doch gewinnenden Blick der braunen Augen, der eine unverrückbare Rechtlichkeit verriet? Der Dorfvoigt galt nicht umsonst als einer der Ersten zu Färnigen und in den Lochtälern, deren oberste Ortschaft Färnigen war.

Leni hatte zu dem Vater aufgesehen.

„Es ist nicht meine Schuld, das Wetter ist rascher gekommen, als ich gemeint habe. Aber, Vater“ — ihre Augen glänzten in jäher Begeisterung — „Ihr glaubt gar nicht, was der Florian Bennet für einer ist!“

Sie hatte nicht Frist, Floris Verdienste herzuzählen. Zwyers Gesicht hatte einen strengen Ausdruck angenommen.

„Was ist mit dem Bennet?“ fragte er. Seine Stimme hatte einen leise verächtlichen Klang, als er den Namen aussprach.

„Er hat mich aus dem Feuer getragen!“ sagte Leni hastig und hing an seinen Zügen.

Flori war indessen herzutreten. Die Schar der Männer hatte ihren Weg fortgesetzt, sie gingen den Waldbrand einzudämmen. Der Regen, der noch immer strömte, tat ihnen rüstige Vorarbeit.

Der Bennet schaute aus wie ein Stromer. Die blonden Haare hingen ihm feucht in die Stirn. Sein Hemd war dermaßen durchnäßt, daß die gelbweiße Schulterhaut durchschimmerte. Seine Hose hing in Fetzen. Seine Füße waren von Steinen und Dornwerk zerrissen, daß das Blut sie überan. Leni fuhr auf, als sie das sah.

„Er blutet, Vater. Er hat einen schrecklichen Weg gehabt! Und mich getragen dazu!“

„Hast Schmerzen, Bennet?“ fragte der Zwyer.

Flori verzog sein Gesicht zu einer höhnischen Frage. „Wegen der paar Schrammen?“ fragte er.

Der Dorfvoigt hieß ihn heimgehen, daß er in trockene Kleider komme, dann möge er sich den Lohn bei ihm holen. Seine Ladung war in fast herzlichem Ton gesprochen, es klang eine tiefe Dankbarkeit daraus. Der Zwyer war gerecht: der seinem Mädchen Gutes getan, galt als der Schlechtesten einer im Dorf, aber das sollte ihm nicht angerechnet werden, wenn's ans Lohnzahlen ging.

Flori hatte nur stumm genickt und war ohne Gruß davongetrampt. Von selber ging er dem Dorfvoigt nicht ins Haus, sich zahlen zu lassen!

Der Zwyer kümmerte sich indes um sein Mädchen, das den Arm in den seinen gelegt hatte und sich fröstelnd an ihn schmiegte. Er warf einen besorgten Blick auf sie, die vom

Regen nicht minder durchnäßt war als Flori. „Mit dir ist hoch Zeit heim! Lauf! Laß dich von der Mutter warm einwickeln! Ich muß zum Wald hinauf!“

Da verstob Leni gehorsam, derweil Zwyer seinen Gefährten nachschritt.

Färnigen lag an der grünen, wölbigen Brust des weit vorspringenden Lochberges, um den der wilde Bach einen mächtigen Bogen beschrieb. Es stand wie eine Hochwarte da oben und blickte hinab in die Schlucht und die benachbarte Talrinne, die der breite Lochbach durchfloß, und in den sich das Färniger Wasser stürzte. Rings an den Halden standen oder hingen mehr die Ortschaften mit den sturmbraunen Holzhäusern, aber Färnigen überschaute sie alle und war an die schroffste Halde gebaut, also daß es aussah, als müßte ein kleiner Sturm schon die Hütten von der Erde in die gährende Tiefe jegen. Die Kirche und des Dorfvoigtes weißschimmerndes Haus waren die einzigen Steingebäude. Sie standen nahe bei einander, so daß die Schelle in dem grauhölzernen Turmdach allstündlich dem Zwyer in die Fenster himmelte. Sie standen auch am höchsten, und es schien fast, als hätten die Färniger nach Rang und Besitz ihre Häuser geordnet. Die Wohlhabendsten wohnten am höchsten am Berg, die Aermsten am tiefsten. Darum kam die Hütte der Bennet-Tschüle erst am Ende des Dorfes. Der sah ohnehin kein Mensch an, daß sie eine Hausung war, denn auf drei Seiten hin entbehrte sie jeglichen Fensters und zeigte nichts als die nackten Bretterwände. Nur gegen die Schlucht hinaus blickten die halbblinden Scheiben dreier Luftlöcher, von denen das eine dicht unter dem niederen Schindelgiebel lag und nicht übermäßig viel Luft zuließ. Auf der Saumwegseite befand sich die Tür, ein lose in den Angeln hängendes, wurmfütziges Brett, das inwendig eine an einen Nagel gehängte Schnurfschlinge verschloß. Der Flur, den es verdeckte, war rauchschwarz, dunkel und unsauber. Er stellte der Hauseigentümerin gleich zum vornherein ein ungünstiges Zeugnis aus. „Freilich, freilich, das war halt die Tschüli,“ redeten die Färniger und wußten genug.

Die Tschüli war ein lediges Weib, ein Färniger Kind, aber ein Schandfleck für die Gemeinde. Ihr Taufname war Julie, die Bergleute hatten daraus ein Tschüli gemacht. Sie hauste seit langer Zeit in ihrem Bretterverschlag am Dorfeende. Vor fünf und zwanzig Jahren noch hatte ihre Mutter mit ihr gelebt, eine arme, verschüchterte Frau, die sich vor der Tochter fürchtete und ein übles Leben bei ihr hatte. Dann hatte der Tod die Alte erlöst, und die frühreife Junge hatte allein in ihren vier Wänden gewirtschaftet. Es war eine Zeit gekommen, da ein Fremder, der sich nach Färnigen verirrt hatte, in ein paar Bächen, die vom Lochberg niederstoben, Gold wollte entdeckt haben und mit seiner Entdeckung im Taland einen mächtigen Lärm schlug. Ein Jahr darauf war derselbe Glücksjäger mit einer Herde Arbeiter nach Färnigen zurückgekehrt und hatte am Berg nach Gold zu graben angefangen. Gefunden hatte er blutwenig, also daß ihm das Geld, seine Gräber zu zahlen, bald genug ausgegangen war. Er fuhr wieder ab, mit ihm seine mit Schaufel und Hacke bewehrte Schar, und sie ließen in Färnigen ein übles Gedenden zurück. Sie waren eine wilde Rotte gewesen. Mit ihnen zog ein gut Teil Leben aus Färnigen fort.

Die Bauern, welche dem rohen Volk Unterkunft gewährt hatten, wuschen ihre Hütten. So verschwanden die Spuren der schlimmen Gäfte. Nur die Bennet-Tschüli vermochte ihr Gebälk nicht rein zu waschen: ihr war eine Erinnerung verblieben, die der Gemeinde zum Aerger war. In der Bennet-Baracke schrie ein Kleines nach dem unbekanntem Vater. Von der Zeit an war die Tschüli ein verachtetes Weib, aber sie nahm sich die Gefinnung des rechtlichen Färnigervolkes ihr gegenüber nicht schwer zu Herzen. Vier Jahre später stand sie vor Gericht, weil ein Knecht des jungen Dorfvogtes Zwyer bei ihr aus- und eingegangen und dem unehelichen Erstling einen Bruder gegeben hatte. Es war gut, daß ihre Hütte so abgefondert stand, daß die Färniger sie nicht immer vor Augen hatten, sonst wäre ihres Bleibens im Dorfe kaum gewesen. Der Zwyer verjagte seinen Knecht; der zog auswärts; dann ließ die Zeit Gras über die Geschichte wachsen, und die bittere Armut der Verworfenen am Dorfsende stimmte die Färniger milder, also daß seit ein paar Jahren die Tschüli sich bei den fürnehmeren Bauern als Tagelöhnerin ein Kleines verdienen konnte. Inzwischen waren die beiden Buben erwachsen. Kander, der älteste, machte im Dorf von sich reden als händelsüchtiger, nichtsnutziger Bursche, der schon jetzt mehr hinter dem Schnapsglas saß als mancher Alte. „Der jüngere, Flori, würde nicht besser,“ ging eine Meinung zu Färnigen.

Ein Gewittersonntag, der zweite, seit Flori die Zwyer-Leni aus dem brennenden Wald gerettet hatte, ging zu Ende. Die letzten Schauer waren schwer über die Hänge niedergegangen und hatten das schnittreife Gras niedergelegt, als hätte Hagel es getroffen. Nun wehte eine kühle, scharf-atmige Bise und riß in die schwere Wolkendecke am Himmel einzelne Löcher, durch welche der lichtblaue Untergrund

schimmerte. Im Westen stand die Sonne und warf einen letzten sieghaften Gruß in die Bachschlucht, die Gischte vergoldend, welche das Wildwasser am Gefelle emporwarf. Das Dorf lag im Schatten, nur ein langarmiger Sonnenstrahl erlangte noch just die Hütte der Bennet-Tschüli und suchte sich einen mühsamen Weg durch die staubigen Scheiben ins Innere.

Die Bennet-Tschüli saß allein in der engen, niederen Wohnstube am Fenster, beschattete mit dürrer, unsauberer Hand das gelbe Gesicht wider den grellen Sonnenstrahl und stierte müßig vor sich nieder. Sie bot einen widrigen Anblick; ihre Gewandung war trotz des Sonntags nachlässig und zerlumpt. Ein brauner Rock fiel ihr über die spitzen Kniee, ihren Oberleib verhüllte eine schwarze Jacke, deren Ärmel kaum über den Ellbogen reichten. Das Gesicht war hager und eingefallen, aber es mochte einmal anziehend gewesen sein, denn die Züge waren regelmäßig und von scharfer Zeichnung. Das volle, tiefschwarze, mit der bleichen Gesichtsfarbe seltsam kontrastierende Haar war ihr jetzt noch zum Schmuck, und die gleich dunkeln Augenbrauen lagen scharf hingezeichnet über den müden, fast blödd blickenden Augen. Die Mundwinkel senkten sich nach unten; die eingeknickten Lippen sprachen eine stumme Sprache von Uebersättigung und Verbitterung. Die Tschüli war das sprechende Bild eines lang vor dem Sterben ausgelebten Lebens. Sie lebte in den Tag hinein, weil ihr Herz schlug und ihr Leib gesund war, sie schlief und aß und schaffte, um zu essen, aber sie hatte auf Erden nichts mehr, was sie kümmerte, seit sie alt geworden war und die Mannsbilder aufgehört hatten, die Augen nach ihr zu richten.

(Fortsetzung folgt.)

## Feldpredigt

gehalten am 29. Herbstmonat 1912 vor den Bataillonen 25, 27 und 28 in Herzwil,  
vor dem Bataillon 26 beim Neueneggdenkmal.

Kameraden!

Wenn vor Zeiten das Volk Israel ins Feld zog, dann wurden unter donnerndem Kriegsruf die Heiligtümer seines Gottes ins Lager getragen; und wenn der Feind das hörte, dann sprach schreckensbleich einer zum andern: „Gott ist in ihrem Lager, wer mag wider die Israeliten streiten.“ — Wenn Schweizer Soldaten mit der Waffe in der Hand dem Vaterlande den schwersten, aber auch ehrenvollsten Dienst tun, dann tun sie wohl daran, jeweilen am Tag des Herrn Dessen zu gedenken, von dem ein altes Landsgemeindelied singt: „Alles Leben strömt aus dir!“

Heute gilt ja doch, wie einst: „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“ und „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Denn wo Gott ist, da ist Kraft und ist Leben; Kraft, lebendige Kraft aber ist es gerade, was wir als Soldaten brauchen und erstreben; solche Kraft zu gewinnen, zu üben, aus vielen einzelnen zu einer großen zu vereinigen, das ist der Sinn und das Ziel unseres Dienstes. Zum ersten Mal übt dies Jahr unsere ganze Armee unter der neuen Truppenordnung, deren Absicht es ist, die Wehrkraft des Landes durch eine sachentsprechendere Anordnung zum Angriff und Widerstand besser zu ordnen. Unser Regiment 13 hat dabei nur seine Zahl, nicht seinen Bestand geändert; aber gleich bleiben soll sich auch unter der neuen

Nummer im Seeländerregiment der alte Berner Soldatengeist. Dieser Geist ist es ja gerade, der die Kraft eines Heeres ausmacht. Wo er ist, da ist Kriegsgenügen, wo er fehlt, da schaffen ihn weder Kanonen noch Gewehre, weder Maxim noch Aeroplane. Diesen soldatischen Geist rühmt man den Schweizer Soldaten insbesondere nach. Es werden in wenigen Wochen 100 Jahre sein, seit dem Tag, wo der große Soldatenkaiser Napoleon im Blick auf die roten Schweizer Regimenter, die den Rückzug seiner Armee an der Befesina gegen die russische Uebermacht deckten, das ehrende Zeugnis ablegte: „Die rote Mauer dort hält bis zulezt!“ Es waren auch Berner, namentlich Seeländer, unter jenen Schweizer Truppen, ihr Geschichtsschreiber, der Hauptmann Rösselet, war aus Twann. Das waren unsre Vorfahren; wir, Kameraden, sind die Urenkel und Nachkommen jener Männer. Haben wir auch noch ihren Geist, den alten Schweizer Soldatengeist?

Was das für ein Geist sei, das läßt sich kaum kürzer und schlagender ausdrücken, als mit einem Wort des Apostels Paulus; es lautet: „Gott hat uns nicht gegeben einen Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht.“

Soldatengeist ist ein Geist der Kraft, ein männlicher Geist. Unser Dienst ist eine hohe Schule der Männ-